

clv

Wilhelm Busch

Unter Menschen

Kleine Erzählungen
Fünfter Band



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

5. überarbeitete Auflage 2021

© by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256669
ISBN 978-3-86699-669-4

Inhalt

Der Hut	7
»Welt ging verloren ...!«	10
Der Brief aus der Heimat	13
Das Lied	15
Zu spät	18
Die Schallplatte im Kopf	21
Beinahe hätte ich Prügel bekommen	24
»Der aufschließt ...«	28
Neues Jahr – neues Leben	33
Wo nahm Kain seine Frau her?	36
»Geh weg, Papa!«	40
Charlotte	44
Arm in Arm mit einem Mörder	46
Der Text für die Taufrede	50
Theologische Vorlesung auf dem Zechenhof	53
»Sogar im Spind ...«	55
Es gab auch manchmal etwas zum Lachen	57

»Doch, da kann ich mitreden!«	61
Zwischen Tod und Leben	65
»Christos woskres« und Ostergelächter	69
Schrecken und Zucker	72
Echo	75
Ein seltsamer Besuch	80
Die verlorene Tasche	84
Der Tröster	88
Die Schale ist schwer genug	90
Gott fragt uns nach dem Bruder	92
»Büffel und Schweine«	95
Jesus in Berlin	99
Jesus beim Straßenbau	103
Nur ein Strich	105
Erlebnisse mit Mesnern	107
Dämonen in der Silvesternacht	113

Der Hut

In meiner Heimatstadt Frankfurt am Main war eine große jüdische Gemeinde.

Die zog uns als Jungen merkwürdig an. Es lag etwas Geheimnisvolles über dieser fremden Welt.

Einmal durften wir sogar einen alten Rabbiner besuchen, der in einem der verwinkelten, sehr schmalen Häuschen der Frankfurter Altstadt wohnte. Da zeigte er uns ein genaues Modell des salomonischen Tempels, das er in jahrelanger Arbeit angefertigt hatte. Während er uns alles erklärte, spürten wir Jungen etwas von der Sehnsucht dieses zerstreuten Volkes nach dem Heiligtum Gottes.

So ist es nicht verwunderlich, dass wir eines Tages am Sabbat in die Altstadt zogen, um an einem ihrer geheimnisvollen Gottesdienste teilzunehmen.

Aber leider ergab sich nun eine Schwierigkeit. Die Juden halten es umgekehrt wie wir: Wir nehmen in der Kirche den Hut ab – in der Synagoge dagegen darf kein Mann erscheinen, ohne dass er einen Hut auf dem Kopf hat.

Wir Jungen aber trugen keine Hüte. Es war für uns damals geradezu Ehrensache, ohne eine Kopfbedeckung herumzulaufen.

Da standen wir nun vor der Synagoge. Und ein kleiner, alter, ernster Mann erklärte uns, dass wir ohne Hut auf keinen Fall die Synagoge betreten könnten.

Hier war guter Rat teuer. Umkehren mochten wir nicht. Schließlich hatten wir diese Expedition doch lange besprochen und geplant. Sollte sie nun so kläglich scheitern?

Der kleine, alte, bärtige Mann sah, dass es uns ernst war mit dem Besuch der Synagoge und dass es sich nicht nur um einen spaßigen Einfall handelte. So trat er noch einmal zu uns und erklärte, er könne uns für die Dauer des Gottesdienstes Hüte vermieten, wenn wir ihm für jeden Hut einen Groschen Miete bezahlen wollten.

Da wurde große Kassenrevision gehalten. Und als sich herausstellte, dass genug Geld vorhanden war, gingen wir auf den Handel ein.

Der Mann brachte die Hüte. Ich denke, es waren abgelegte Kopfbedeckungen der vielen, vielen Rabbis, die hier gewirkt hatten: große, breitrandige, schwarze Deckel. Es war gut, dass wir Ohren am Kopf hatten, sonst wären uns die Hüte über das Gesicht gerutscht.

Aber mit den schwarzen Hüten kam eine feierliche Stimmung über uns.

So betraten wir die Synagoge. Andächtig machten wir den Gottesdienst mit. Und beim Ausgang gaben wir die Gottesdienst-Hüte wieder ab. –

Seitdem habe ich oft an diese Hüte denken müssen.

Wenn ich unsere lieben Christenleute im Gottesdienst sehe, machen sie alle einen so frommen und gottgefälligen Eindruck. Und sie singen die Glaubenslieder, in denen sie versichern, dass nichts sie vom Herrn Jesus trennen könne, auch wenn die Welt unterginge. Sie haben gleichsam feierliche »Glaubenshüte« auf.

Aber wenn der Gottesdienst zu Ende ist, geben sie den »Glaubenshut« schnell ab. Dann sind sie wie alle anderen Leute: Sie zanken und streiten, sie dienen dem Mammon, sie folgen ihren

Lüsten, und sie vergessen ganz den Heiland, der für sie starb. Sie leben ihren Alltag ohne den Erlöser. Das ist schlimm.

Wir sollten unseren »Glaubenshut« auch außerhalb des Gottesdienstes tragen.

»Welt ging verloren ...!«

Es war im Jahre 1915. Als blutjunger Kriegsfreiwilliger stand ich an der Front. Wir lagen am Kanonenberg in der Champagne in einer trostlos zerstörten Gegend.

Am Tag vor Weihnachten kam Post. Ich bekam auch ein Päckchen. Unter allerlei lieben Gaben war da ein gelber Wachsstock. »Kinder, wir machen uns einen Weihnachtsbaum!«, hieß es, als man den Wachsstock in meiner Hand sah.

Am Morgen des Heiligen Abends zog ich mit meinen Kameraden los, um einen Weihnachtsbaum zu suchen. Wie glücklich waren wir, ein kleines grünes Sträuchlein zu finden! Mit großer Liebe pflanzten wir es in eine Konservenbüchse. Mit mehr Geduld als Geschick wurde der Wachsstock zerschnitten und jedes Lichtein mit einer Stecknadel an einen Zweig gespießt.

Und dann kam der Heilige Abend. Draußen war es ruhig. Nur hier und da bellte ein verlorener Schuss durch die Nacht. Jetzt sollte unsere Feier losgehen.

Ach, sie missriet völlig! Am Nachmittag war uns eine große Korbflasche Schnaps geliefert worden. Diesem Gift hatten die Männer schon kräftig zugesprochen, sodass ein böser Geist herrschte.

Ich versuchte zu retten, was zu retten war. Die Kerzen wurden angesteckt, und ich bat: »Lasst uns ein Lied singen!«

Da war nun einer, der wollte uns mit dem Lichterbäumlein fotografieren. Bis der endlich alles aufgebaut hatte, waren die kleinen Kerzen ausgebrannt. Dafür war der Unterstand voll beißenden Qualms vom Blitzlicht.

Ach, es missriert alles! Warum? Ich denke heute, wir waren alle heimwehkrank an jenem Abend.

Kurz: Es war trostlos.

Und ich lief schließlich in Zorn und Schmerz aus dem Unterstand.

Draußen umging mich sternhelle Nacht. Weiß leuchtete die aufgewühlte, zerschossene Kalkerde.

Armes Land! Hier waren einst reiche Felder und Gärten.

Dort unten in der Mulde hatte ein Dorf gelegen. Jetzt zeugten nur noch einige kahle Obstbäume davon. Selbst die Trümmer waren verschwunden, für den Straßenbau verwendet worden.

Vor zwei Jahren hatten dort fröhliche Menschen Weihnachten gefeiert.

Wo sind sie nun, die Heimatlosen?

Da höre ich ein Geräusch. Aus dem Offiziersunterstand, der ein paar Schritte von mir entfernt liegt, kommt jemand heraus. Er sieht mich nicht, weil ich im Schatten stehe. Aber ich kann ihn deutlich erkennen. Es ist ein Oberleutnant, der mir immer mächtig imponiert hat. Lange steht er und schaut in die trostlose Nacht.

Sieh mal an, denke ich, dem geht's wie mir. Im Offiziersunterstand sind sie wohl auch alle betrunken. Und jetzt geht auch ihm der ganze Jammer des Krieges auf, dass er ihn fast nicht mehr ertragen kann.

Doch – was hat er denn da? Er zieht unter seinem Umhang ein blitzendes Horn hervor, setzt es an die Lippen. Und nun klingt es unendlich weich und seltsam über das zerschossene, zerstörte Tal:

»O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit ...«

Sein Blasen zwingt mich förmlich, den Text leise mitzusprechen.

Und alles empört sich in mir. *Nein! Nein!*, schreit mein Herz.
*Es ist nicht wahr! Hier ein zerstörtes Dorf. Jedes verwüstete Haus
ein Strom von Herzeleid. Und dort die trunkenen, heimweh-
kranken Männer.*

*Und zu Hause die weinenden Frauen, Kinder, die nach ihren
Vätern rufen – Blut, Sterben, Jammer ... Wie kannst du so blasen:
»O du fröhliche ...?«*

Aber er bläst ruhig weiter.

Und es klingt klagend:

»Welt ging verloren ...«

Ja, denke ich, das ist nun ganz und gar wahr. So habe ich das noch
nie empfunden und gesehen.

»Christ ist geboren ...«,

bläst er in meine Gedanken hinein. So hell, so jubelnd, so schmet-
ternd, dass ich aufhorche.

»Christ ist geboren!

Freue, freue dich, o Christenheit!«

Da fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Das ist Weih-
achten, das und nichts anderes:

»Welt ging verloren – Christ ist geboren!

Freue, freue dich, o Christenheit!«

Der Brief aus der Heimat

Das Bähnlein ratterte durch die Nacht in die Berge hinein. In fürchterlichem Gedränge saß ich neben meiner Mutter und überlegte mir, ob ich ihr wohl sagen solle, was mich bedrückte. Sie hatte mich in Tübingen abgeholt, wo ich Theologie studierte. Und nun fuhren wir zusammen zur Schwäbischen Alb.

Schließlich fasste ich mir ein Herz: »Weißt du, Mama, ich habe gar keine rechte Freude mehr an der Bibel. Ich finde da so viele unverständliche und schwere Dinge. Es sind so viele Widersprüche und Unbegreiflichkeiten, die dieses Buch für einen Modernen doch reichlich ungenießbar machen.«

Meine Mutter lacht hell auf: »Das liegt daran, dass du die Bibel ganz verkehrt liest.«

Etwas beleidigt fahre ich auf, sodass ein Mann neben uns erstaunt die Zeitung sinken lässt. »Ja, wie soll ich sie denn lesen? Ich lese sie im hebräischen und griechischen Urtext. Ich lese Kommentare. Ich höre Vorlesungen ...«

Die Mutter legt mir beschwichtigend die Hand auf den Arm: »Ich will dir mal ein Beispiel erzählen. Weißt du noch, wie du im Krieg fast zwei Jahre lang ununterbrochen im Feld warst, ohne dass du einen Urlaub bekamst? Ich schrieb dir damals regelmäßig von den Ereignissen zu Hause. Und dann kam eines Tages ein Brief von dir, den ich nicht vergessen habe. Du schriebst: ›Ich höre in euren Briefen von Lebensmittelkarten, vom Hamstern, vom Schlangestehen. Ich verstehe das alles nicht. Hat sich denn bei euch alles so verändert?‹ Und dann kam der Satz, der mich

so sehr bewegt hat: ›Wie lange und wie weit bin ich von euch weg, dass ich die Briefe aus der Heimat gar nicht mehr verstehen kann!‹«

Ich nickte. »Ja, ja, ich kann mich erinnern. Aber was hat das mit der Bibel zu tun?«

»Siehst du«, fährt die Mutter fort, »du hast damals nicht gesagt: ›Die Briefe meiner Mutter sind für mich modernen Menschen ungenießbar.« Du hast auch nicht gesagt: ›In den Briefen meiner Mutter stehen Widersprüche und unsinnige Dinge.« Du hast nur einfach gesagt: ›Wie lange und wie weit bin ich von zu Hause weg, dass ich die Briefe aus der Heimat nicht mehr verstehen kann!‹«

Ich beginne zu begreifen. Aufmerksam höre ich der Mutter zu.

»Die Bibel ist auch ein Brief, mein lieber Sohn. Sie ist ein Brief des lebendigen Gottes aus der ewigen Heimat – an dich geschrieben. Wenn du diesen Brief nicht mehr verstehen kannst, darfst du die Schuld nicht bei dem Brief suchen. Es liegt an dir selbst. Du musst sagen: ›Wie entsetzlich weit bin ich von meinem himmlischen Vater weggekommen, dass ich seinen Brief nicht mehr verstehen kann! Jetzt will ich mich erst recht hineinvertiefen, und ich will meinen himmlischen Vater darum bitten, dass er mir durch seinen Heiligen Geist hilft, den Brief aus der Heimat verstehen zu lernen.««

Von da an war es zwischen uns sehr still, bis das Bähnlein in Urach hielt.

Aber den Rat der Mutter habe ich nicht mehr vergessen.

Er hat mir den Weg in die Bibel hinein gezeigt.

Das Lied

Als ich kürzlich über den lauten und belebten Platz am Essener Hauptbahnhof ging, sah ich ein Trüpplein junger Leute in der Uniform der Heilsarmee, die unbekümmert zu Gitarrenklang ihre Jesus-Lieder sangen. Um sie herum stand ein Häuflein Leute, die andächtig zuhörten.

Da fiel mir ein kleines Erlebnis ein, wie solch ein Lied mich einmal aus der tiefsten Niedergeschlagenheit herausgeholt hat. Obwohl es schon lange zurückliegt, stand die Szene wieder in allen Einzelheiten vor mir:

Ich war damals Hilfsprediger in einem Randbezirk von Bielefeld.

Dort herrschte ein unbeschreiblicher geistlicher Tod.

Aber das Evangelium fing an, seine Kraft zu erweisen. Es regte sich allerlei.

Aber sofort kamen auch die Widerstände. Und gewiss habe ich vieles dumm und verkehrt angefangen. So war ich bald in aufregende Kämpfe verwickelt. Und dabei stand man so allein, so ohne Anleitung und Erfahrung.

Und gerade da, als ich alle Kraft gebraucht hätte, meldete sich meine Kriegsverwundung. Ich bekam entsetzliche Rückenschmerzen. Die wurden allmählich so quälend, dass ich nicht mehr aufrecht gehen konnte. Am besten kam ich noch vorwärts, wenn ich auf meinem Fahrrad saß.

An einem glutheißen, staubigen Sommertag fuhr ich einmal in die Stadt. Das Herz war mir so schwer. In meinem Bezirk hatte

ich einige starke Rückschläge erlebt. Es sah aus, als wenn der geistliche Tod doch triumphieren sollte.

Und ich selbst war so elend! Wenn ich vom Rad stieg, knickte ich jedes Mal unter scheußlichen Schmerzen zusammen. Es war doch unmöglich, dass Gott mit einem so elenden, ungeschickten Werkzeug seine Schlachten schlagen sollte ...

Während ich müde und verzagt dahinfuhr, hörte ich auf einmal Gesang. Er kam aus dem offenen Fenster einer Kneipe. Aber – es klang nicht wie das Geschrei Betrunkener.

Ich wurde neugierig, was das wohl für ein Gesang sei. Darum fuhr ich ganz langsam, reckte mich auf meinem Radsattel hoch, sodass ich in die weit geöffneten Fenster sehen konnte.

Da stand, mitten zwischen ein paar müden, stumpfen Biertrinkern, ein Häuflein Heilsarmee-Soldaten und sang.

Und gerade in diesem Augenblick hörte ich den Refrain eines Liedes, das ich damals nicht kannte. Er hieß:

»O dass du könntest glauben!
Du würdest Wunder sehn,
Es würde dir dein Jesus
Allzeit zur Seite stehn ...«

Die Biertrinker sahen gar nicht auf.

Aber mir, dem müden, verzagten Streiter Jesu Christi, war es, als hätte mein Heiland selbst gesprochen.

Ja, das war's! Darauf kam es an! »O dass du könntest glauben! Du würdest Wunder sehn, es würde dir dein Jesus allzeit zur Seite stehn.«

Fröhlich und getröstet fuhr ich weiter. Wieder einmal hatte ich das erlebt, was David im 23. Psalm sagt: »Er erquicket meine Seele.«

Ja, unser Herr kennt seine Leute und verschafft ihnen immer im rechten Augenblick einen Trunk frischen Wassers. Und wie dieses frische Wasser einst in der Wüste aus einem Felsen kam, so kam es mir aus einer dumpfen Bierkneipe.

Die Heilsarmeeleute hatten mich gewiss nicht gesehen. Und später habe ich gedacht, ich hätte ihnen doch die Hand geben und ihnen sagen sollen, wie sehr ihr Lied bei mir eingeschlagen hatte. Denn – wer weiß – vielleicht waren sie gerade auch ein wenig mutlos geworden wegen der Stumpfheit der Zecher, denen sie hier so vergeblich sangen.

Leider habe ich sie nicht angesprochen.

Darum will ich aber diese Geschichte hier zur Ermunterung der Zeugen Jesu berichten.

Gottes Wort wird »nicht leer zurückkommen«, sondern ausrichten, was dem Herrn gefällt.

Und manches Samenkörnlein fällt dahin, wo wir es gar nicht vermuten.

Zu spät

Das ist schon sehr lange her. Ich war noch ein junger Hilfsprediger in einer westfälischen Stadt. Aber obwohl ich seither viel erlebt habe, kann ich jene unheimliche Nachtstunde nicht vergessen.

Es lebte damals in meinem Pfarrbezirk ein Mann in mittleren Jahren, der bei jeder Gelegenheit das Christentum, die Kirche und auch mich grausam lästerte und verhöhnte. Als ich davon hörte, beschloss ich, ihn aufzusuchen.

Selten habe ich einen so erfolglosen und traurigen Hausbesuch gemacht. Der Mann war für jedes ruhige Gespräch unzugänglich. Lachend sagte er: »Geben Sie sich nur keine Mühe mit mir! Ich habe den Schwindel längst durchschaut. Ihr Pfarrer seid entweder selber dumm oder aber – ihr seid von irgendwelchen Mächten angestellt, die Leute dumm zu machen.«

»Gott lebt!«, erwiderte ich. »Und Sie selbst werden einmal vor ihm stehen!«

Schallend lachte er mich aus: »Das ist so ein Hauptwitz von euch Pfarrern, dass ihr den Leuten Angst macht mit dem, was nach dem Tod kommt.«

»Nun«, entgegnete ich, »das ist auch eine ernste Frage! Das begreifen Sie vielleicht eines Tages, wenn es ans Sterben geht.«

Da wurde er plötzlich ganz feierlich und erklärte: »Hören Sie gut zu: Niemals – noch einmal: Niemals werde ich Sie brauchen. Ich gehöre nicht zu den armseligen Leuten, die im Sterben auf einmal nach Gott rufen. Ich kann und werde ohne Sie sterben. Sterben ist die natürlichste Sache der Welt. Jede Pflanze hat ein-

mal ausgeblüht. Und genauso geht es dem Menschen. Natürliche Vorgänge brauchen nicht so ein Brimborium, wie ihr es um das Sterben anzustellen beliebt.«

Ich ging. Dieser Mann war eisern entschlossen, ohne Gott zu leben und ohne Gott zu sterben.

Hier war mein Dienst zu Ende. –

Doch da irrte ich mich.

Es war etwa ein Jahr später.

Da klingelte es mitten in der Nacht an meiner Wohnungstür.

Draußen stand die Frau dieses Mannes und bat mich aufgeregt, mit ihr zu kommen. Ihr Mann sei seit einiger Zeit krank. Und nun habe der Arzt keine Hoffnung mehr. Es gehe mit ihm zu Ende.

Ich wehrte ab: »Liebe Frau! Ihr Mann hat mir ausdrücklich gesagt, er wolle mich nicht an seinem Sterbebett sehen. Ich hätte damals nicht gedacht, dass diese Lage so bald eintreten würde. Aber – ich kann doch nicht zu ihm gehen, wenn er mich unter keinen Umständen sehen will.«

Darauf rief die Frau mit Zittern: »Kommen Sie schnell! Er hat mich ja selber nach Ihnen geschickt. Er sagt immerzu: >Der Pfarrer hat doch recht gehabt! Der Pfarrer hat doch recht gehabt!<<<

So machte ich mich schnell fertig und ging mit.

Aber – ich kam zu spät. Der Mann war schon besinnungslos. Wohl sagte ich leise einige Bibelworte in seine Bewusstlosigkeit hinein von dem »Blut Jesu, das uns rein macht von aller Sünde«. Aber ich hatte nicht den Eindruck, dass er sie vernahm. So ist er gestorben.

Ich fror, als ich in der Morgendämmerung nach Hause ging. Nicht nur die Kühle des jungen Tages machte mich frösteln.

Meine Seele war voll Traurigkeit. Und auf einmal verstand ich ganz neu das gewaltige Gebet des großen Mannes Mose:

»Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.«

Die Schallplatte im Kopf

Unter Christen und Nichtchristen, unter Nationalsozialisten und Marxisten findet man oft Leute, bei denen man den Eindruck hat: Irgendwann ist ihnen eine Schallplatte ins Gehirn montiert worden. Und wenn man auf einen Knopf drückt, dann surrt die Platte ab. Dann kommen die eingelernten Worte und Phrasen. Da hört man nicht mehr auf den anderen. Da rasselt es nur so von eingetrichterter Weisheit.

Ich meine, wenn ein Mensch eine Überzeugung gewonnen hat, dann muss er sie doch in seinen eigenen Worten sagen können und nicht in einstudierten Phrasen.

Aber nun will ich erzählen, wie ich einmal solch eine Schallplatte kaputt geschlagen habe.

Es war zur Zeit der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg, als das Geld jeden Tag mehr seinen Wert verlor und eine Dose Streichhölzer schließlich Millionen kostete.

Ich war ein armer Hilfsprediger, der sein Gehalt immer erst dann bekam, wenn das Geld schon entwertet war. Und ich habe damals mit meiner jungen Frau manchmal ziemlich gehungert.

Dagegen hatten es die Arbeiter, die in meinem Bezirk wohnten, sehr gut. Sie waren meist Facharbeiter in einer großen Fahrradfabrik. Jeden Tag bekamen sie ihren Lohn in funkelneuen Scheinen ausbezahlt und konnten schnell einkaufen, ehe das Geld seinen Wert verlor. Und außerdem hatten sie alle einen Schrebergarten und mindestens ein Schwein, das im Herbst geschlachtet wurde.

Weil sie nicht zu mir in die Kirche kamen, ging ich zu ihnen. Von Wohnung zu Wohnung machte ich meine Besuche.

So fand ich eines Tages einen Mann nach Feierabend in seiner Küche vor. Er schnitt gerade dicke Schinkenstücke in kleine Würfelchen, wie die Westfalen den Schinken zu essen pflegen.

Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Aber ich ließ mir nichts anmerken.

Höflich begrüßte ich den Mann. Der aber war sehr kühl. Kaum bot er mir einen Stuhl an. Und dann kam es:

Er sei ja nicht für die Kirche und für das Christentum. Gewiss, aus der Kirche wolle er nicht austreten – wegen seiner Frau und seiner Kinder –, aber ihm dürfe man mit der ganzen Sache überhaupt nicht kommen. Allerdings, es sei vielleicht gar nicht übel, dass einmal ein Pastor zu ihm komme – übrigens, solange er hier wohne, habe noch nie ein Pastor ihn besucht – aber das nur nebenbei! – Da jetzt gerade mal ein Pastor da sei, könne er sich ja mal vom Herzen reden, was er gegen die Kirche und die Pfarrer hatte.

»Bitte! Bitte!«, sagte ich ziemlich erschrocken. »Es wird für mich wertvoll sein, zu hören, was so ein Mann gegen die Pfarrer hat und gegen das Christentum.«

Ja, ja, das wolle er jetzt schon mal sagen. Die Kirche, die sei gegen die Aufklärung der Massen, die wolle die Leute dumm machen. Und warum? Bloß damit die Kapitalisten sie besser ausbeuten könnten.

Und überhaupt: Es sei ja klar, dass die Pfarrer mit den Kapitalisten unter einer Decke steckten.

Ja, die Kirche sei eigentlich am meisten schuld an der Verelendung der Massen. Die Pfarrer, die pflegten sich und mästeten sich, während die Verelendung der Massen immer weiter um sich greife ...

So ging das in immer neuen Variationen. Und nach jedem zweiten Satz schob er sich ein Stück Schinken in den Mund.

Und ich saß da ... Der Hunger nagte schmerzhaft in meinen Eingeweiden, seitdem ich den Mann vor mir Schinken essen sah. Und während ich gegen den Neid ankämpfte, erfuhr ich, dass ich also an der Verelendung der Massen schuld war.

»Jawohl! Die Pfarrer sind schuld an der Verelendung der Massen!«, schrie der Mann schließlich, als habe er eine Versammlung vor sich. Dann sah er mich vorwurfsvoll an, mich »gemästeten Vertreter einer blutsaugerischen Kirche« – richtig bitter sah er mich an, dieser Vertreter der elenden Klasse. Und nachdenklich schob er sich ein weiteres Stück Schinken in seinen Mund.

Da war es um mich geschehen. Da war meine Geduld restlos erschöpft. »Mann!«, sagte ich zornig. »Jetzt geben Sie mir erst mal ein Stück von Ihrem Schinken her! Ich habe seit heute Morgen nichts zu essen bekommen. Wer ist denn hier eigentlich verelendet? Sie doch nicht! Wenn einer, dann ich, der ich mein Gehalt bekomme, wenn's nichts mehr wert ist, und der wirklich jetzt Hunger hat.«

Der Mann wurde richtig bleich. Erschrocken setzte er sich hin und hörte mir zu, als ich ihm weiter in aller Ruhe erklärte, dass seine herrliche Versamlungsrede hier jedenfalls sehr fehl am Platze sei.

Am Schluss mussten wir beide lachen.

Aber dann war doch etwas unendlich Wichtiges geschehen: Die Phrasen-Schallplatte war zerbrochen.

Und nun konnten wir miteinander reden wie zwei Männer, die sich etwas zu sagen haben.

Beinahe hätte ich Prügel bekommen

Freidenker-Versammlung am Kesselbrink! Kommt alle! Es spricht ... Freie Aussprache!«

So schrien rote Plakate von allen Ecken und Mauern.

Es waren aufgeregte Zeiten damals um das Jahr 1925 herum. Es begann so langsam, dass politische Versammlungen in Form von »Saalschlachten« abgehalten wurden. Und nun erst eine weltanschauliche!

Es war mir, dem Hilfsprediger in einem völlig marxistischen Bezirk, klar, dass ich dort am »Kesselbrink« all die Männer finden würde, die ich sonntags in meiner Kirche vergeblich suchte. Also musste ich auch dorthin! Ein riesiger, überfüllter Saal! Tabaksqualm! Stimmengesumm! Ich drängte mich ganz nach vorn und fand erstaunlicherweise noch einen Stuhl in der ersten Reihe. Die Männer um mich herum waren offenbar freidenkerische Prominenz. Sie schauten mich jedenfalls sonderbar an. Und ähnlich wie mir muss dem Daniel in der Löwengrube zumute gewesen sein.

Dann klingelte der Vorsitzende. Der Redner hielt einen langen Vortrag, der nichts Neues brachte. Das Übliche: Als die Menschen noch nichts wussten von den Geheimnissen der Natur, da erklärten sie sich alles, was ihnen unheimlich war, so, dass sie sagten: »Das sind die Götter.« Wenn es donnerte und blitzte, dann waren da eben die Götter am Werk. Aber nun sind wir aufgeklärt. Alle Geheimnisse sind enthüllt. Damit können wir auf die Hilfskonstruktion des Glaubens verzichten. Es ist die Schuld

der Kirchen, dass sie den Menschen auf dem geistigen Stand der Steinzeit festnageln wollen.

Es war sehr unruhig im Saal. Schließlich kannte ja jeder diese Weisheiten.

Aber darauf folgte die Diskussion. Da wurde es interessant. Die verschiedenartigsten Geister kamen zu Wort. Die Gemüter erhitzten sich. Immer häufiger erschollen Zwischenrufe, wütendes Gebrüll oder schallendes Gelächter.

Ich hatte mir schon längst eine kleine Rede zurechtgelegt. Immer wieder erhob ich die Hand. Längst lag mein Meldezettel auf dem Vorstandstisch. Aber ich wurde einfach übergangen.

Und dann geschah es: Ein alter Freidenker ergriff das Wort. Ich glaube, dass er ein ganz großartiger Mann war. Denn er sagte nicht die üblichen, abgedroschenen Phrasen. Offenbar hatte er einiges vom Evangelium gehört und sich seine eigenen, ungefügten Gedanken darüber gemacht. Das machte die Versammlung noch unruhiger.

Jetzt rief er: »Das ganze Christentum ist doch voller Widersprüche! Immer sagen diese Christen, sie seien Sünder. Und dann wieder erklären sie, sie hätten ein ganz besonders gutes Verhältnis zu ihrem Gott. Eins kann doch nur richtig sein ...«

Ein paar junge Männer heulten: »Aufhören!«

Irgendwo wurde schallend gelacht.

Der Vorsitzende klingelte und rief: »Ruhe!«

Das war der Augenblick, wo bei mir innerlich etwas explodierte. Der Zorn über all die dummen Reden und erst recht über die Lästerungen – der Ärger darüber, dass hier ein Mann ausgelacht wurde, der die entscheidende Frage des Evangeliums begriffen hatte: wie man Sünder sein kann und doch ein Kind